

**Johannes Wienand, Der Kaiser als Sieger. Metamorphosen triumphaler Herrschaft unter Constantin I. Klio, Beiträge zur Alten Geschichte, Beihefte, Neue Folge Bd. 19, unter Mitarbeit von M. Clauss und H.-J. Gehrke, herausgegeben von H. Brandt und M. Jehne. Berlin: Akademie Verlag 2012, 617 S., 150 Abb.**

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die überarbeitete Fassung einer Konstanzer Dissertation aus dem Jahre 2010, die zwei Jahre später publiziert wurde. Da die Konstantin-Forschung, angefacht durch verschiedene Jubiläen der letzten Jahre, boomt, und kaum ein Kenner der Materie in den letzten Jahren versäumt hat, eine eigene Monographie zum Thema zu verfassen, kann eine Dissertation zu diesem Thema gewiss als Wagnis bezeichnet werden.

In der Einleitung („Der Kaiser als Sieger. Heuristische Präliminarien“, S. 13-88) erläutert der Verfasser die Methodik seines Vorgehens. Um zu neuen Aussagen über Konstantin und seine Epoche zu gelangen, soll die politische Repräsentation des Kaisers in der Vernetztheit eines multifunktionalen und komplexen Geschehensprozesses systematisch untersucht werden. Dabei soll die kaiserliche Panegyrik als wichtiges Kommunikationsmedium zwischen Herrscher und Untertanen/Volk in den Blick genommen werden, jenseits von allen früheren Versuchen der älteren Forschung, diese literarische Gattung aufgrund ihrer spezifischen Nähe zum jeweiligen Herrscherhaus abwertend zu beurteilen. Deshalb ist es auch keineswegs Ziel der Arbeit, eine neue politische Biographie Konstantins oder die Frage der persönlichen Hinwendung Konstantins zum Gott der Christen zu rekonstruieren, wie dies immer wieder in der Forschung versucht wird.

Eine vielschichtige und differenzierte Analyse der einschlägigen Texte soll dabei vor einseitigen Urteilen bewahren und ein neues Bild der konstantinischen Herrscherrepräsentation und -kommunikation zeichnen helfen. Neben die Analyse der Quellentexte tritt die Untersuchung der Münz- und Medaillonprägung, die die verschiedenen Facetten kaiserlicher Selbstdarstellung weiter erhellen und verstehen helfen kann.

Das Buch ist in sechs verschiedene Kapitel gegliedert, von denen ein jedes mit spezifischen panegyrischen Textzeugnissen beginnt: Kapitel 1: Panegyricus von 307; Kapitel 2: Panegyricus von 310; Kapitel 3: Panegyricus von 313; Kapitel 4: Panegyricus von 321; Kapitel 5: die panegyrischen Figurengedichte des Publilius Optatianus Porfyrius; Kapitel 6: die Tricennatsrede des Eusebius von Caesarea. Je zwei Kapitel bilden dabei eine Einheit, sodass das Buch in insge-

samt drei Teile zerfällt: Teil 1: „Die Quadratur des Kaisers. Herrscherkollegien im Sog des Sieges“; Teil 2: „Prekäre Siege. Das Vermächtnis des Bürgerkriegs“; Teil 3: „Divergierende Deutungen. Die Christianisierung des Sieges(r)s“. Ein Epilog, Literaturverzeichnis, umfangreiche Register sowie eine große Zahl von Abbildungen runden den Band ab.

Im ersten Kapitel („Ein Sieger [fast] ohne Siege“, S. 91-142) analysiert und interpretiert der Verfasser detailliert den lateinischen Panegyricus aus dem Jahre 307, der anlässlich der Hochzeit Konstantins mit Fausta, der Tochter Maximians, gehalten wurde. Der anonyme Verfasser des Textes musste sich mit verschiedenen heiklen politischen Fragen auseinandersetzen: der neue Pakt Konstantins mit Maximian, die Stellung Konstantins innerhalb der Tetrarchie und damit zusammenhängend die Frage, wie man die jeweiligen Herrscherpersönlichkeiten ansprechen konnte. Abweichend von der *communis opinio* der Forschung misst Wienand den Aussagen des Panegyricus über Konstantins Weg zur Macht höheren Quellenwert zu als der (tendenziösen) Darstellung des Laktanz. Dementsprechend habe Konstantin nicht als Usurpator, wie die Darstellung des Laktanz nahelegt, die Macht ergriffen, sondern sei durchaus tetrarchiekonform zum Caesar ernannt worden. Auch die Münzprägung der Zeit lasse keine Rückschlüsse auf eine Usurpation zu. Der Verfasser hat sich viel Mühe gegeben, seine These zu beweisen. Ob Konstantin aber tatsächlich „formal korrekt“ (S. 120) tetrarchischer Caesar wurde, wie der Verfasser behauptet, mag vor dem Hintergrund gerade der Aussage des Panegyricus bezweifelt werden. Spricht der Redner doch davon, dass Konstantin von seinem Vater das *imperium* erhielt (paneg. Lat. VI/7 [307] 5,3). Mag Konstantin auch in der Folge mit dem Titel eines Caesars zufrieden gewesen sein, so scheint doch der unmittelbare Beginn der Herrschaft einen anderen Anspruch gehabt zu haben.

Im zweiten Kapitel („Krieger wider Willen. Die Bewältigung eines partiellen Kontrollverlustes“, S. 143-194) gibt der Verfasser eine ansprechende und präzise Interpretation des Panegyricus von 310. Er arbeitet anschaulich heraus – wie auch von früheren Forschern bereits gesehen –, dass der Text recht genau den rhetorischen Prinzipien Menanders folgt und analysiert die Struktur des Textes ebenso wie dessen politische Dimensionen. So hatte sich die politische Konstellation grundlegend verändert. Denn Maximian war in einer bürgerkriegsähnlichen Revolte gegen Konstantin getötet worden. Doch konnte der Redner ihn nicht ganz und gar verdammen, da es immer noch Bande gab, die ihn mit Konstantin positiv verknüpften wie zB. die Ehe mit seiner Tochter Fausta oder auch die mehrjährige erfolgreiche Koregentschaft der beiden Herrscher. Die Notwendigkeit einer Neuausrichtung der dynastischen Herrschaftsrepräsentation durch den Tod Maximians gelang dem Redner durch

eine „Rekonfiguration“ der Ahnenreihe, in der nun Claudius Gothicus als *auctor generis* erscheint. Dadurch konnte er Konstantin aus dem genealogischen Verbund der Tetrarchie herauslösen. Besondere Erwähnung findet das innige Verhältnis Konstantins zu seinen Soldaten in der Rede, das vom Verfasser anschaulich vor Augen geführt wird. Anlass Konstantins militärische Leistungen zu loben, boten ihm vor allem die Feldzüge gegen die Franken und Brukterer. Ausführlich dargestellt und in den historischen Kontext eingebunden wird der Bau der Rheinbrücke.

Eine Einzelheit: Der Verfasser geht auch auf die wichtige Apollo-Vision ein, die in der Forschung mit der sogenannten Halo-These verknüpft wird (S. 180 Anm. 119). Hier wird behauptet, dass A.H.M. Jones im Jahre 1948 als Erster die Halo-These vorgebracht habe, doch ist diese Interpretation weitaus älter. Denn damit beschäftigte sich schon J.A. Fabricius (1668-1736), wie K.M. Girardet, *Der Kaiser und sein Gott*, Berlin/New York 2010, S. 38 Anm. 174 (mit weiterführenden Hinweisen) feststellen konnte.

Im dritten Kapitel („Der blutbefleckte Kaiser. Zur martialischen Inszenierung einer *victoria civilis*“, S. 281-350) zeigt der Verfasser anhand des Panegyricus von 313 zunächst, wie der Sieg im Bürgerkrieg gegen Maxentius zu einer neuen Form römischer Sieghaftigkeit führt, indem ein erfolgreicher Feldzug wegweisend für spätere kaiserliche Sieger nicht mehr nur bei einem Sieg über externe Feinde mit entsprechender Gebietserweiterung, sondern nunmehr auch über interne Gegner in einem Bürgerkrieg triumphal gefeiert werden kann. Der Panegyricus wird unter verschiedenen Aspekten weiterhin analysiert. Dabei werden allerdings Aspekte hervorgehoben wie vor allem die Charakterisierung des Maxentius als Tyrann mit den entsprechenden Attributen (S. 233-239), die längst in der Forschung gesehen wurden, und die nicht in so großer Breite ausgeführt hätten werden müssen. Da immer wieder, wenn auch unter neuen Aspekten, auf denselben Text rekurriert wird, mögen die einzelnen Beobachtungen auch wertvoll sein, drängt sich auch der Eindruck von Wiederholungen auf.

Zur Diskussion über das „errettende (besser: heilbringende) Zeichen“ (S. 255-258), das die von Eusebius genannte Statue (h.e. 9,9,2f.) in der Hand hielt, ist grundsätzlich zu bemerken, dass wir einfach nicht wissen, was die Statue Konstantins für ein Zeichen gehalten hat. Zudem ist hier auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass es sich nicht um eine Sitzstatue, wie vom Verfasser behauptet, sondern auch um eine Panzerstatue gehandelt haben könnte (siehe wieder Girardet, *Der Kaiser und sein Gott*, S. 88-95).

Die Art des Rekurrerens auf den sogenannten „Visionsbericht“ von 312 (S. 258-265) verwundert in diesem Zusammenhang insofern, als dieser in der Forschung in der Regel mit der Apollo-Vision von 310 verknüpft wird, die zuvor zwar bereits behandelt worden war, hier aber nicht mehr erwähnt wird. Im Zusammenhang mit dem „Lichtkreuz“ wird zudem ein wichtiges Detail nicht genannt, nämlich die Zeugenschaft des gesamten Heeres. Deshalb ist die gesamte Interpretation dieser Passage unbefriedigend. Besser wäre nach Meinung des Rezensenten gewesen, diese Quellentexte unter allen Aspekten an einer Stelle zu analysieren.

Klar und sauber herausgearbeitet wird, wie der heidnische Redner die Schutzgottheit Konstantins definiert (S. 246-255), nämlich als eine unbestimmte Gottheit, die namentlich nicht identifiziert wird. Die Möglichkeit einer pagan-henotheistischen Interpretation derjenigen Gottheit, auf die Konstantin sich bezieht, und die möglicherweise systematisch in dessen eigener Herrschaftsrepräsentation angelegt war (S. 255), versucht der Verfasser im weiteren Zusammenhang zu erhärten (S. 274-280). Er filtert dabei aus den dargelegten Indizien der Sol-Verehrung, wie sie auf den Münzen sichtbar ist, aus den unbestimmten Gottes-Prädikationen der Panegyriker sowie den Sol-Implikationen der konstantinischen (christlichen) Vision die Konzeption einer solchen henotheistischen Gottesvorstellung des Kaisers heraus, doch erscheint diese Synthese insofern problematisch, als sie die jeweiligen Perspektiven und Interessen der Quellen und Zeugnisse übersteigt. Die sogenannten „Selbstzeugnisse“ Konstantins sprechen (meist) eine klare (christliche) Sprache; davon unterschieden werden müssen die Verlautbarungen paganer Redner und offizielle Bildprogramme in einem (noch) weitgehend heidnischen Staatsgebilde. Das Zeugnis der Sibylle in der Rede Konstantins an die Versammlung der Heiligen kann zudem nicht als Indiz für die „integrative Zielsetzung seines neuen Gotteskonzepts“ (S. 280) genannt werden, da diese nach Konstantin ausnahmsweise von echter göttlicher Offenbarung erfüllt wird, während er sich genau in diesem Zusammenhang vom Apollonkult ausdrücklich distanziert; er „konterkariert“ (S. 280) hier also nicht, weil sein Konzept Brüche aufweist. Die Inanspruchnahme der Sibylle für den christlichen Offenbarungskult ist vielmehr ein frühes Zeugnis – auch wenn die Datierung der Rede unsicher ist – für das bekannte Phänomen des christlichen „Umgangs“ (Χρησις) mit der heidnischen Überlieferung. Man nimmt aus den paganen Texten das heraus, was für die christliche Verkündigung nützlich und nicht verwerflich ist, und verwendet es dann für christliche Intentionen. Eher scheint plausibel, dass die heidnischen Panegyriker durch die auffällige Unterlassung der Namensnennung von Konstantins Schutzgottheit gewisse Konzessionen an den neuen Gott Konstantins machten, soweit es ihnen möglich war. Die Fortführung der Sol-Prägung

gen bzw. überhaupt der paganen Kultbedürfnisse war vielleicht doch eher den politischen Verhältnissen in einem noch weitgehend heidnischen Staat geschuldet als einem übergreifenden neuen Gotteskonzept des Kaisers mit christlich-paganer Basis.

In Kapitel 4 („Ein Sieg in Raten. Konsens und Konflikt in der Zwischenkriegszeit“, S. 281-350) beginnt der Verfasser seine Ausführungen mit einer Analyse des Panegyricus des Nazarius aus dem Jahre 321 auf den Kaiser und seine beiden Söhne Crispus und Constantinus, die allerdings nicht anwesend waren. Der Redner hat seinen Text der politischen Situation entsprechend angepasst, begründet das *bellum iustum* des Konstantin gegen Maxentius, spart den Konflikt mit Licinius ganz aus und hält insgesamt eine Rede, die auch 312 nach dem Triumph über Maxentius hätte gehalten werden können, wenn man von einigen Implikationen und notwendigen Modifikationen, die dann hätten erfolgen müssen, absieht. Größeres Gewicht als auf die Interpretation dieser Rede legt der Verfasser aber auf die Darstellung und Analyse der Münzprägung dieser Jahre, die breiten Raum einnimmt. Ab ca. 318 wird die Sol-Prägung auf Bronze-Emissionen eingestellt, hingegen werden die Goldprägungen noch bis 325 fortgesetzt. Diese Beobachtungen verknüpft der Verfasser mit strukturellen Kultreformen im Heer (Einführung des *dies solis*) aufgrund der zunehmenden, wenn auch immer noch wohl relativ geringen Zahl von christlichen Soldaten, wobei die unterschiedlichen Gruppen entsprechend ihren religiösen Überzeugungen angesprochen wurden. Das von Konstantin am *dies solis* eingeführte Gebet konnte dabei aufgrund seiner Unbestimmtheit sowohl von christlichen wie heidnischen Gruppen akzeptiert werden. Unter methodischen Gesichtspunkten stellt der Verfasser mit Recht fest: „Dass hier zeitgleich christliche Symbole und eindeutig pagane Bildelemente zum Einsatz kamen – wohl an unterschiedliche Empfänger gerichtet – zeigt einmal mehr, dass die kaiserliche Münzprägung nur bedingt dazu dienen kann, die religiösen Überzeugungen des Herrschers zu rekonstruieren“ S. 335. Das Kapitel ist klar und bündig geschrieben, vor allem die verschiedenen Perspektiven der am historischen Geschehensprozess beteiligten Gruppen werden präzise dargestellt.

Im fünften Kapitel („Poetische Texturen des Sieges. Constantins Goldenes Zeitalter der Alleinherrschaft“, S. 355-420) beschäftigt sich der Verfasser mit den panegyrischen Figurengedichten des Optatian. Aufgrund seiner Verbannung (an einen nicht bekannten Ort) bat Optatian beim Kaiser durch befreundete Aristokraten am kaiserlichen Hof um Gnade und suchte diese Begnadigung durch die Übersendung einiger höchst anspruchsvoller Figurengedichte zu erreichen, was ihm letztlich auch gelang. Von den überlieferten Gedichten, deren Zuweisung hier und da umstritten ist, beziehen sich die meisten auf die

Quinquennalien der Kaisersöhne Crispus und Constantinus, einige wenige auf die Zeit vor 325/326. Deutlich erkennbar ist, dass die Attribute, die dem Kaiser beigelegt werden, nach dem Erfolg über Licinius wechseln: Jetzt ist von einem *aureum saeculum* die Rede, Konstantin glänzt in der Rolle des *reparator orbis*, *pax* bzw. *quies* herrschen im Reich, der *invictus augustus* der siegreichen Schlachten wird zum *victor augustus*, der souverän und milde über seine Untertanen herrscht, um nur einige wenige Stichpunkte zu nennen. Der Verfasser gibt hier hochinteressanten und kompetenten Aufschluss über einen sonst in der lateinischen Literaturwissenschaft doch eher vernachlässigten Autor.

Anknüpfend an eine Reflexion über den Gebrauch der Begriffe *iustitia* (*iustum*) und *veritas* (*verum*) bei Optatian werden diese im Kontext „Christlicher Reformulierungen“ (S. 396-420) im Zusammenhang mit zwei Themenkomplexen zum Abschluss des Kapitels behandelt, nämlich mit den donatistischen Streitigkeiten sowie mit dem Konflikt um Arius. Dabei zeigt sich, dass die kaiserliche Jurisdiktionsinstanz unter christlichen Vorzeichen bewusst in Abhängigkeit von (christlicher) Wahrheit und Gerechtigkeit gestellt wurde, und diese neue Konzeption eines christlich-göttlich legitimierten Kaisertums im Verlauf dieser Entwicklung von ersten Verlautbarungen an im Zusammenhang mit der Synode von Arles bei den donatistischen Streitigkeiten bis hin zum Konflikt um Arius, der in Nikaia (vorläufig) gelöst wurde, auch Eingang in den Bereich höfischer Panegyrik fand, wie die Gedichte des Optatian zeigen.

Kapitel 6 („Der Hoplit Gottes. Zur christlichen Kontur des Siegers“, S. 421-482) behandelt vor allem die sogenannte Tricennatsrede des Eusebius, die dieser im Jahre 336 im Palast zu Konstantinopel in Anwesenheit des Kaisers hielt.<sup>1</sup> Die Interpretation der Rede ist ansprechend und enthält viele gute Beobachtungen. Wie auch bei den vorhergehenden Reden werden die Umstände, Anlass, Komposition und Inhalt der Rede im Einzelnen analysiert. Tatsächlich können wir bei dieser Rede wohl in gewisser Weise von der Grundlegung der christlichen (byzantinischen) Herrscherpanegyrik sprechen, zumal frühere panegyrische Reden christlicher Rhetoren (wie etwa Eusebs Rede zu den Decennalien) nicht erhalten sind.

Sehr schön arbeitet der Verfasser heraus (S. 429), dass der Prolog der Tricennatsrede fast schon wie die Einführung in einen Mysterienkult wirkt, denn hier begegnet vordergründig nichts spezifisch Christliches, mag der weitere Kontext der Rede auch unmissverständlich klar machen, dass Euseb mit den Heiden außer der Sprache nichts gemein hat, wenn er die klassischen Themen

---

<sup>1</sup> Der Rezensent ist hier besonders interessiert, weil er selbst eine neue Ausgabe dieser Rede vorbereitet (in *Fontes Christiani*).

durchspielt, die für seine christliche Darstellung von Konstantin und seiner Zeit wichtig sind: Verzicht auf tierische Opfer, Ablehnung der heidnischen Mysterienkulte, Zerstörung paganer Tempel (besonders des Aphrodite-Tempels), die Heldentaten der Märtyrer. Zu berücksichtigen ist dabei aber auch der Umstand, dass das frühe Christentum stets in der Nähe der Mysterienkulte zu verorten war, mochte es sich auch signifikant von diesen unterscheiden. Dass Euseb mit der Nennung von Sirenen und Musen sowie der Einflechtung des Ilias-Zitates zu Beginn des Prooems die Erwartungen des paganen höfischen Auditoriums zu erfüllen sucht, wird mit Recht hervorgehoben.

Bei dem für Gott mehrfach benutzten Ausdruck ὁ μέγας βασιλεὺς handelt es sich um einen von Euseb wie auch von anderen patristischen Autoren häufig benutzten Terminus, der im Alten Testament mehrfach belegt ist und den Herrschertitel der babylonischen und assyrischen Könige bezeichnet (vgl. 4 Kg 18,19; Ps, 47,3; Jes 36,4.13; Jdt 2,5). Im paganen Bereich ist der Begriff ebenfalls häufig belegt (von unterschiedlichen Königen: zuerst von Pelias bei Hesiod, Th. 995). Die Erläuterungen in Anm. 36 auf S. 432 sind diesbezüglich irreführend.

Der These, die der Verfasser bezüglich der kosmischen Überhöhung Konstantins aufstellt (S. 435: Konstantin sei auf Augenhöhe mit dem Logos zu verstehen und sei selbst Teil der übermenschlichen und überirdischen Wirkmächte des christlichen Kosmos) kann der Rezensent zustimmen, wenn damit – in einer schlichteren Diktion – gemeint sein sollte, was definitiv nichts Neues ist – dass Konstantin als Werkzeug und Erfüllungsgehilfe Gottes bzw. des Logos von Euseb gesehen wird, denn genau so stellen es die ersten Kapitel der Rede dar.

Ein Flüchtigkeitsfehler ist im Abschnitt *Constantin als invictus comes* (S. 441) die nicht ganz richtige Übersetzung einer Stelle aus der Tricennatsrede (7,12), die als Ausgangspunkt der Überlegungen dient.

Vergleicht man den in diesem Zusammenhang angesprochenen Sprachgebrauch von Euseb in der *Vita Constantini* zum Begriff „Diener“ (θεράπων), wird schnell klar, dass gerade das Beispiel des Mose hier den assoziativen Hintergrund bilden dürfte, wengleich auch die weiteren Parallelstellen, die der Verfasser hier anführt, durchaus aussagekräftig sind (z.B. die Selbstaussagen Konstantins zu seiner Rolle als *famulus dei*, S. 442).

Ob Eusebius tatsächlich von der konstantinischen Selbstdarstellung abweicht (S. 442), wenn er Konstantin einmal als unbesiegbaren Hoplit und Diener Gottes bezeichnet, während Konstantin am Ende seiner *Oratio* Christus ähnlich tituliert („unbesiegbarer Kampfgenosse“), wird nach Meinung des Rezen-

senten nicht in jeder Hinsicht überzeugend geklärt, da die *Oratio* zahlreiche andere Aussagen enthält, die die dienende Rolle Konstantins gegenüber Gott und Christus deutlich machen. Voll zustimmen kann der Rezensent hingegen den Ausführungen über die Aneignung der solaren Bildsprache durch Eusebius, die dieser auffällig in seine Rede integriert und damit die Helios/Sol-Metaphorik für christliche Deutungsmuster attraktiv macht (S. 451f.).

Bei den Ausführungen zur „Gottesfurcht des unbesiegbaren Begleiters“ stellt der Verfasser mit Recht heraus, dass die Gottesfurcht des Kaisers das besondere Charakteristikum darstellt, das den Kaiser mit Gott in der gegenläufigen Richtung verbindet, also nicht „von oben her“ (S. 453-463).

In einem Exkurs („Taufe, Grablegung und Divinisierung“, S. 463-468) analysiert der Verfasser die Umstände der Taufe und des Begräbnisses nach der Darstellung des Eusebius am Ende des vierten Buches der *Vita Constantini* (4,61-75) und setzt diese zur Tricennalienrede in Beziehung. Seine Analyse führt ihn u.a. zu folgender Interpretation (S. 464):

„Die constantinische Inszenierung der Taufe war allerdings ambivalent und bot – wohl intentional – Ansatzpunkte auch für eine ganz andere Deutung. Sie konnte nicht nur als Eintritt des Kaisers in die Kirche, sondern auch als Aufstieg Constantins in eine höhere göttliche Sphäre, ja beinahe schon als erster Schritt der Divinisierung des Kaisers gelesen werden und stellte so gerade nicht das Ende der kultisch-religiösen Verherrlichung des Kaisers dar, sondern fungierte nachgerade als Katalysator einer Überhöhung des Herrschers in seinen religiös-kosmischen Sinnbezügen. Dass sich auch diese Deutung zwanglos aus der Symbolik der kaiserlichen Selbstdarstellung nach der Taufe destillieren lässt, zeigt sich nicht nur in zentralen Details des eusebianischen Berichts, sondern auch in den Umständen der Grablegung und postumen Verehrung Constantins.“

Diese Deutung ist mit dem Wesen der Taufe aus christlicher Sicht im Grunde nicht vereinbar. Denn die Taufe – in dieser Form am Ende des Lebens, wie dies oft in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten vorkam – ist von ihrem Sinngehalt eine „Reinwaschung“ von Sünden und Vergehen aufgrund vorhergehender Reue, um möglichst unbefleckt ins Reich Gottes eingehen zu können. So berichtet Euseb auch (v. C. 4,61) im unmittelbar vorhergehenden Zusammenhang, dass Konstantin, als ihm in Helenopolis in der Lukiankapelle der Gedanke an sein Ende kam, meinte, dass dies der richtige Zeitpunkt sei für die Reinigung von all dem, was je von ihm falsch gemacht worden sei, und deshalb seine Sünden bereute.

Die gesamte Schilderung der Taufe ist ein geradezu klassischer christlicher Text, in dem wir zunächst keine „intentional“ irgendwie geplante Inszenie-

rung vermuten können, die irgendwelche Divinierungstendenzen vermitteln könnte. Bei einer geplanten Inszenierung hätte Konstantin auch sicher seine ursprüngliche Absicht, sich im Jordan taufen zu lassen, umgesetzt. Das ganze Geschehen fand hingegen – aufgrund der plötzlichen Erkrankung Konstantins – eher zufällig statt.

Die eusebianische Darstellung ist dabei dem Genos entsprechend umschreibend, Details der üblichen Taufzeremonie werden nur vage angedeutet, Einzelheiten wie Salbung, Exorzismen oder Untertauchen nicht genannt, der Topos der „Letzten Worte“ findet Verwendung – das Anlegen der weißen Gewänder symbolisiert dabei kultische Reinheit. Alles, was hier mit göttlicher Sphäre verknüpft wird, entspricht genuin christlichem Brauch, für einen Heiden wäre dies alles wohl auch als Reinigungsritual einer Mysterienreligion zu lesen. Hier haben wir es noch nicht mit einer kultisch-religiösen Überhöhung des Kaisers zu tun, da alles noch ganz im Rahmen des christlichen Kultus abläuft.

Auch die weitere Argumentation, die Konstantin die Absicht unterstellt, Christus-Gleichheit durch seine Positionierung an der Spitze der Apostel-Stelen in der Apostelkirche zu intendieren, ist nicht eindeutig aus dem Text herauszulesen. Auch hier kann mit gleichem Gewicht gesagt werden, Konstantin habe sich eher „apostelgleich“ gefühlt, als er dieses Ensemble in seiner Grabeskirche einrichten ließ.

Etwas Anderes sind allerdings die Darstellung der Begräbnisfeierlichkeiten sowie die übrigen Einlassungen Eusebs zu Konstantins Tod am Ende der Vita und auch schon zu Beginn. Hier kann man tatsächlich an einigen Stellen den Eindruck bekommen, dass Euseb seine Darstellung den üblichen Verherrlichungen der heidnischen Panegyrik angleicht; diese gehen deutlich über das gebotene christliche Maß hinaus.

Insgesamt stört an der Darstellung der Taufe Konstantins, dass die auf die Taufe bezogenen Texte nicht im ganzen Zusammenhang interpretiert werden, spätere (pagane) Sichtweisen der Taufe Konstantins nicht berücksichtigt werden und das in der Forschung nach wie vor umstrittene Problem der Inszenierung der Grabanlage der Apostelkirche einseitig gelöst wird.

Abgeschlossen wird das Kapitel durch einige interessante Überlegungen zum christlichen Herrscherdiskurs (S. 468-482). Hier wird einmal mehr deutlich, dass nach der eusebianischen Lesart des christlichen Kaisertums, dieses an die moralische Integrität und Frömmigkeit des Kaisers gebunden ist, der seine Leidenschaften beherrscht und nur Gott verpflichtet ist; mithin durch seine

besondere Beziehung zu Gott auch als Lehrer in Glaubensdingen fungieren kann; alles Eigenschaften, die Euseb bei Konstantin vorhanden sah. Demgegenüber stellte Johannes Chrysostomus später ein gegensätzliches Modell auf, nach dem der König niemals, selbst wenn er es versuchte, rechtschaffen und edelmütig zu leben, von seinen Leidenschaften frei sein könne, weil ihn sozusagen seine in Sündhaftigkeit verstrickte Umgebung daran hinderte (in der Schrift *Comparatio regis et monachi*). Der wahre König könne danach nur der Mönch sein. Dieser Diskurs weist auf ein grundsätzliches Problem hin: Die Person des Kaisers war im christlichen Herrscherdiskurs die eigentliche Schwachstelle des christlichen Imperiums, insofern sie den Ansprüchen an christliche Lebensführung und Glauben genügen musste, während das christliche Imperium als solches als gottgegeben angesehen wurde.

Beschlossen wird die Arbeit durch einen Epilog („Innumeri triumphi. Constantin als ewiger Triumphator“, S. 483-505), in dem der Verfasser ausführlich auf das berühmte Goldmedaillon eingeht, das Konstantin auf einer Elefanten-Quadriga zeigt und seine zahllosen Triumphe feiert. Ein eigenes Kapitel, in dem die Ergebnisse zusammengefasst werden, fehlt, obwohl es eigentlich bei einer Dissertation zu erwarten gewesen wäre.

## Zusammenfassung

Der Verfasser hat in seinem rund 600 Seiten starken Werk eine riesige Menge an Material verarbeitet und sein Konzept, die kaiserliche Repräsentation unter dem Aspekt der Sieghaftigkeit im Spiegel der zeitgenössischen panegyrischen Quellen sowie der Münzprägung darzustellen, systematisch umgesetzt. Eine letzte methodische Konsequenz fehlt allerdings, denn die *Vita Constantini* des Eusebius hätte als quasi-panegyrische Schrift ein eigenes Kapitel verdient.<sup>2</sup> Der Stil der Arbeit wirkt oft etwas schwerfällig und überladen, nicht alle Kapitel sind so stringent und bündig durchgeführt wie das Kapitel über Optatian, das vielleicht das beste der ganzen Darstellung ist. Einige Versehen – vor allem philologischer Art – hätten leicht vermieden werden können. Manche Interpretation überzeugt nicht (z.B. Kap. 1: die tetrarchiekonforme Machtübernahme Konstantins, oder auch Kap. 6: die einseitige Lesart der Taufe Konstantins). Gleichwohl hat der Verfasser ein wichtiges Buch über die panegyrische Herrschaftsrepräsentation am kaiserlichen Hof Konstantins vorgelegt, das künftige Untersuchungen berücksichtigen müssen, und dessen Vielzahl an

---

<sup>2</sup> Die ständige Benutzung der alten Übersetzung der *Vita Constantini* von J.M. Pfäffisch verwundert einigermaßen, da bereits 2007 gleich zwei neue Übersetzungen dieses Textes veröffentlicht wurden (von P. Dräger und mir). Copyright-Gründe scheiden hier aus.

interessanten Aspekten, Interpretationen und Gedanken eine einzelne Rezension nur annäherungsweise erfassen kann.

PD Dr. Horst Schneider  
LMU München  
Redaktion „Fontes Christiani“  
Herzogliches Georgianum  
Prof.-Huber-Platz 1  
D-80539 München  
E-Mail: [Horst.Schneider@lmu.de](mailto:Horst.Schneider@lmu.de)